

Insel

Elizabeth
von Arnim
Ein Chalet
in den
Bergen

Roman

Elizabeth von Arnim, geboren am 31. August 1866 in Sydney, ist am 9. Februar 1941 in Charleston/South Carolina gestorben.

Endlich raus aus dem Londoner Nieselregen und dem hektischen Großstadtleben! Gern kehrt die Erzählerin England für einige Monate den Rücken, um in ihrem Chalet in den Schweizer Bergen Ruhe und wieder zu sich selbst zu finden. Fünf Jahre sind seit ihrem letzten Aufenthalt vergangen, dazwischen liegen Enttäuschungen und die dramatische Erfahrung des Ersten Weltkrieges mit dem Verlust vieler Freunde. Hier aber, in der Einsamkeit der Berge, scheint die Zeit stehengeblieben zu sein. Dank eines rührigen Verwalters präsentiert sich das Haus genauso, wie Elizabeth es im August 1914 verlassen hatte. Ihre Lebensgeister beginnen sich wieder zu regen, aber auch schmerzliche Erinnerungen an glückliche Stunden, die sie hier einst mit Freunden verbracht hat.

In diese Stille platzen zwei umherirrende Wanderinnen, die sich, erhitzt und völlig aufgelöst, nach dem Weg ins Tal erkundigen, sich aber dann häuslich niederlassen. Endlich kommt wieder Leben in die Einsamkeit, allerdings nicht ganz so, wie es sich die Hausherrin vorgestellt hatte. Es kommt vielmehr zu einigen Überraschungen und merkwürdigen Ereignissen – und dennoch: Ein Sommer in den Bergen verfehlt niemals seine wohlthuende Wirkung...

insel taschenbuch 2114
Elizabeth von Arnim
Ein Chalet in den Bergen



Elizabeth von Arnim
Ein Chalet
in den Bergen

Roman
Aus dem Englischen
von Angelika Beck
Insel Verlag

3. Auflage 2016

Erste Auflage 1997

insel taschenbuch 2114

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1996

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Fotosatz Otto Gutfreund, Darmstadt

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33814-7

Ein Chalet in den Bergen

22. Juli

Ich brauche jetzt Ruhe.

Wie eine kranke Ameise schleppte ich mich heute morgen vom Tal herauf, kämpfte mich zu dem kleinen Haus am Hang hoch, das ich seit jenem ersten August, als der Krieg ausbrach, nicht mehr gesehen habe, und ließ mich davor ins Gras fallen, so müde, daß ich nicht einmal mehr Gott für meine Heimkehr danken konnte.

Noch einmal bin ich hier, bin allein in das Haus zurückgekehrt, in dem es immer so fröhlich und lebhaft zuging, daß seine Holzwände fast zu bersten schienen von dem Lärm, den seine Bewohner veranstalteten. Nie hätte ich mir träumen lassen, daß ich allein zurückkehren würde. Wie reich ich doch an Liebe war vor fünf Jahren! Und wie arm bin ich jetzt, aller Liebe beraubt, die mir einst entgegenschlug! Doch es ist egal. Alles ist egal. Ich bin zu müde. Ich brauche jetzt nur Ruhe. Bis ich nicht mehr so müde bin. Wenn ich nur Ruhe finden könnte . . .

23. Juli

Gestern lag ich den lieben langen Tag im Gras vor der Haustür und beobachtete, wie die weißen Wolken nach und nach gemächlich und in weiten Abständen über die Spitzen der Rittersporne zogen — der Reihe von Ritterspornen, die ich vor all den Jahren pflanzte. Ich dachte an nichts; ich lag einfach in der warmen Sonne, blinzelte zum Himmel hoch und zählte die Sekunden, die die Wolken von einer Spitze bis zur nächsten brauchten. Ganz bewußt nahm ich das intensive Blau der Rittersporne in

mich auf, die kerzengerade in den Himmel ragten. Welch eine Bläue! Und doch nicht so blau, so tiefblau, so leuchtend blau wie der Himmel, der sich hinter ihnen wie ein großes Becken auftat, gefüllt mit jenem durchsichtigen Blau der Luft, jenem lieblichen, von violetten Schatten durchsetzten Blau; denn der Berg, auf dem ich nun bin, fällt jäh ab vom Rand meiner winzigen Terrasse, und der gesamte Raum zwischen mir und den gegenüberliegenden Bergen ist den ganzen Tag mit blauem und violetttem Licht gefüllt. Nachts hat man den Eindruck, der Talgrund sei ein großer See und die Lichter, die in dem Städtchen hingestreut liegen, die zitternden Reflexe der Sterne.

Verwundert frage ich mich, warum ich über diese Dinge schreibe. Als ob sie mir neu wären! Warum halte ich schriftlich etwas fest, das ich doch längst kenne? Das Gebirge und das überbordende blaue Licht — sind sie mir nicht bestens vertraut? Vermutlich weil es so einsam ist, andauernd mit sich und seinen Gedanken allein zu sein. Man muß aus sich heraus und sich mitteilen. Und wenn es niemanden gibt, dem man sich mitteilen könnte, stellt man sich ein Gegenüber vor — so als schreibe man an jemanden, der einen liebt und der, besorgt und ungeduldig, wie Liebende nun einmal sind, wissen möchte, was man macht, und wie es dort aussieht, wo man gerade ist. Man fühlt sich dann nicht ganz so einsam und schreibt seine Eindrücke nieder, als seien sie für einen Freund bestimmt, der an einen denkt. Ich habe Angst vor der Einsamkeit, schauerhafte, panische Angst. Damit meine ich nicht das gewöhnliche physische Alleinsein, ich habe London ja verlassen, um mit mir allein zu sein und

in der Abgeschlossenheit zu genesen. Ich meine vielmehr die schreckliche innere Einsamkeit, das Schlimmste, was einem im Leben zustoßen kann. Wenn man soweit gekommen, in diese tiefste Tiefe gefallen ist, ohne einen Ausweg zu sehen, dann stirbt man. Man hält es einfach nicht mehr aus und geht daran zugrunde.

24. Juli

Sonderbar ist jener Mitteilungsdrang, jenes Bedürfnis, die eigenen Gedanken in Worte zu fassen. Wenn ich nicht allein wäre, würde ich natürlich nicht schreiben, ich würde reden. Aber fast alles, was ich würde sagen wollen, wären Dinge, die ich nicht sagen könnte. Es sei denn, ich hätte als Gegenüber einen wunderbaren Zuhörer, der mich völlig verstünde — etwa so einen, wie man sich in den Tagen, da man noch betete, Gott vorzustellen pflegte. Doch auch wieder nicht ganz wie Gott, denn der besagte Zuhörer würde manchmal eine freundliche, aufmunternde Zwischenbemerkung machen und einem ab und zu ein wenig die Hand streicheln, um zu zeigen, daß er verstehe. Von den äußeren Umständen her ist es ein Segen, allein zu sein. Nach all dem, was geschah, ist es ein großer Segen. Vielleicht komme ich hier oben wieder auf die Beine, allein. Vielleicht werde ich nach und nach wieder gesund, einfach indem ich auf diesen nach Honig duftenden Hängen sitze. Ich werde dasitzen und meine Wunden lecken. Ach, ich möchte so schrecklich gern wieder gesund werden. Ich möchte so schrecklich gern wieder an das Gute im Menschen glauben können!

25. Juli

Seit drei Tagen tue ich nichts anderes, als in der Sonne zu liegen. Nur wenn mir die Mahlzeiten in die offene Tür gestellt werden, stehe ich auf, widerwillig, wie ein schläfriges Tier, esse und gehe wieder nach draußen.

Abends ist es zu kalt und feucht, um im Gras zu liegen, also stelle ich mir einen Stuhl in die Tür und sitze da und starre auf den dunkler werdenden Himmel und die funkelnden Sterne. Um zehn Uhr schließt Antoine, das Faktotum, der sich während des Krieges, als es hier so still war, um das Haus gekümmert hat, alles zu bis auf diese Tür und zieht sich in sein Zimmer zu seiner Frau zurück. Bald darauf gehe auch ich hinein, verriegele die Tür hinter mir, obwohl es nichts auszusperren gibt als die erhabene Nacht, und schleppe mich die Treppe hoch und schlafe sofort ein, kaum daß ich im Bett liege. Freilich, tagsüber komme ich mir nicht viel wacher vor als nachts. Ich bin so müde, daß ich immer nur schlafen möchte, einfach schlafen; jahrelang schlafen, immerzu schlafen.

Es gab eigentlich nichts auszupacken. Alles war so, wie ich es vor fünf Jahren zurückgelassen hatte. Vor fünf Jahren nahm jeder von uns nur mit, was er tragen konnte. An der Biegung des Weges winkten wir dem Haus zum Abschied zu, und wie die deutschen Soldaten ihrer Heimat riefen wir den Zurückbleibenden zu: »An Weihnachten sind wir wieder hier!« Deshalb kam ich nur mit dem, was ich tragen konnte, zurück und hatte nichts auszupacken. Ich brauchte meine kleine Tasche nur auf den nächstbesten Stuhl und mich ins Gras fallen zu lassen, und in dieser Lage verharrten wir beide, bis es Zeit war, schlafen zu gehen.

Antoine wundert sich über gar nichts. Er wunderte sich nie über meine Fröhlichkeit, die ihm doch, gewöhnt an den prosaischen Ernst der Bauersfrauen hierzulande, übertrieben vorgekommen sein mag; und mein Schweigen jetzt überrascht ihn auch nicht. Er erkundigte sich, wie es den anderen Mitgliedern jenes hoffnungsfrohen Grüppchens, das ihm vor fünf Jahren zum Abschied winkte, gesundheitlich etc. gehe, und ließ keine Überraschung erkennen, als die Antwort auf fast jeden Namen lautete: »tot«. Er hat inzwischen geheiratet und kein einziges jener fünf Kinder bekommen, die er gut haben könnte, und scheint auch darüber nicht erstaunt zu sein. Ich schon. Ich hatte mir vorgestellt, wie sich das Haus während meiner Abwesenheit zusehends füllte, und wie ich bei meiner Rückkehr überall kleine Schweizer Babys verstreut finden würde; denn schließlich hätten es auch zehn sein können, gesetzt den Fall, Antoine besäße zufällig ein natürliches Talent zur Zeugung von Zwillingen.

26. Juli

Die Ruhe hier oben ist ganz erstaunlich. Es gibt kaum Vögel. Es ist fast völlig windstill, kein Blatt regt sich, und das Gras bewegt sich kaum. Die Grillen zirpen fleißig, und der Klang von den Glocken der in höheren Gebirgsregionen weidenden Kühe schallt zu mir herunter; aber sonst herrscht hier nur himmlische, sonnendurchflutete Ruhe.

Als ich in London losfuhr, regnete es. Die *Peace Day*-Fahnen, die immer noch entlang der Straßen gehißt waren, hingen schwer herab in der feuchten Luft, die einem November alle Ehre gemacht hätte, so naßkalt und so

düster war es. Ich hatte mich schon darauf eingestellt, bei meiner Ankunft einen jener Gebirgsnebel zu erleben, die alles hier manchmal tagelang einhüllen — breite Streifen feuchten grauen Zeugs, das einen wie eine kalte, klamme Flaneldecke die Sicht auf die gegenüberliegenden Berge und das Tal und die Sonne nimmt. Statt dessen empfing mich Sommer: so schön und klar, so frisch und warm zugleich, wie nur der Sommer hier oben auf den honigduftenden Matten sein kann, wenn die Bauern mit der Heuernte beginnen — denn hier oben ist alles einen Monat später dran als im Tal. Und wenn man noch höher steigt, holt man den Juni ein, und wenn man immer höher und höher steigt, soweit einen die Füße tragen, kommt man wieder in den Frühling. Aber in meinem Zustand steht einem nicht der Sinn danach. Man will nur bleiben, wo man ist.

27. Juli

Wenn ich nur das Denken abstellen könnte — wenn ich mich nur von meinen Erinnerungen lösen könnte —, wie sollte ich hier in dieser schönen, sanften Umgebung nicht wieder gesund werden? Ich habe den ganzen nächsten Monat und den September, und vielleicht ist ja auch noch der Oktober warm und golden. Danach muß ich nach London zurück, weil die Übergangszeit zwischen den milden Herbsttagen und der köstlichen Stille des alpinen Winters in dieser Höhenlage unfreundlich und trostlos ist. Aber ich habe zwei volle Monate; vielleicht sogar drei. Bis dahin werde ich wohl widerstandsfähiger und robuster sein. Zumindest werde ich mich doch bestimmt besser fühlen?! Ich könnte dem Winter in London

nicht die Stirn bieten, wenn meine Seele noch immer von dieser Mutlosigkeit und diesem Zweifel am Leben befallen wäre. Ich mag nicht von meiner Seele sprechen. Ich hasse das geradezu. Aber wie soll ich mein innerstes Ich nennen, das Etwas, das solche Wunden abbekommen hat, das so verletzt wurde und so hinfällig geworden ist, daß ich große Angst habe, es könnte aufgeben und zugrunde gehen, gänzlich erlöschen und mich allein im Dunkel zurücklassen?

28. Juli

Es ist fürchterlich, so eine Art Hiob zu sein. Wie ihm hat man mir alles genommen, was das Leben liebenswert macht. Wie er habe ich innerhalb kürzester Zeit, in der ein Unglück das andere jagte, fast alles verloren, was ich liebte. Und das lag nicht nur am Krieg. Gleich einem schrecklichen Wirbelsturm, der alle Hoffnung und Fruchtbarkeit niederwalzt und nur Blut und Trümmer zurückläßt, ging der Krieg über mich hinweg wie über alle anderen; aber es war nicht bloß der Krieg. Im Krieg selbst mit seinen Verlusten, der täglichen Angst, Freunde zu verlieren, hatte man den grausigen Trost, einer Leidensgemeinschaft anzugehören; aber davon abgesehen, ist mir das Leben zu einer Wüstenei geworden. Ja, ich komme mir vor wie Hiob, und ich empfinde es als unerträglich. Es ist so demütigend, so angeschlagen zu sein. Ich komme mir ebenso lächerlich wie elend vor; als habe mir jemand das Gesicht in den Staub gedrückt.

Und dennoch klammere ich mich wie Hiob immer noch an den Glauben an das Gute im Menschen, denn wenn ich den aufgäbe, bliebe mir ja nur der Tod.

29. Juli

Ach, was soll das ganze Gerede vom Tod? Heute wurde mir plötzlich klar, daß alles, was ich seit meiner Ankunft hier geschrieben habe, ein einziges Gejammer ist, und daß ich jeden Tag, während ich jammerte, eigentlich von wunderschönen Dingen umgeben war, im Grunde so geborgen und umsorgt wie ein Baby, das das Glück hatte, in die richtige Familie hineingeboren worden zu sein. Sollte ich mich nicht schämen? Natürlich sollte ich mich schämen, und das tue ich auch. Denn wenn ich die Stunden Revue passieren lasse, jede einzelne, die ich hier erlebe, so ist an ihnen nichts auszusetzen. Warum sollte ich mir diese Stunden, die Gegenwart, dadurch vergällen, daß ich die Erinnerung, die schmerzende, qualvolle Erinnerung an jene düsteren wachhalte, die hinter mir liegen? Die sind sowieso für alle Zeit vorbei; und die Stunden, die nun vor mir liegen, sind ausgesprochen schön. Und was Hiob betrifft, der mir gestern andauernd im Kopf herumspukete, so unterscheidet mich doch einiges von ihm, denn zumindest mußte ich bis jetzt noch nicht zu einer Topfscherbe greifen, mich auf die Erde setzen und kratzen. Aber vielleicht sollte ich das lieber nicht beschreiben, denn man muß in diesen Zeiten vor Gott auf der Hut sein.

Madame Antoine, eine zierliche Person von fünfundzwanzig, die von Antoine, diesem Experten in Sachen Problemvermeidung, ein auf ihre Körpergröße abgestimmtes Butterfaß bekommen hat, mit dem sie täglich kleine, auf meine Körpergröße abgestimmte Butterstückchen produziert, da es in der Schweiz überhaupt keine Butter zu kaufen gibt — Madame Antoine also schaute

heute, als sie das Abendessen herausbrachte, zu mir herüber und lächelte mich an, als sich unsere Blicke begegneten; und so habe ich denn zurückgelächelt, und sie fing zu reden an.

Bisher ist sie stets auf Zehenspitzen umhergehuscht, als habe sie Angst, mich aufzuwecken, und ich hatte schon gedacht, sie bewege sich immer so und sei von Natur aus so schweigsam; aber heute, nachdem wir einander angelächelt hatten, blieb sie mit einer Schüssel in der einen Hand und einem Teller in der anderen neben mir stehen und verbreitete sich ausführlich und fröhlich wie eine jubelnde Amsel über die Sorgen und Nöte, die sie und Antoine und jedermann während des Krieges zu erdulden hatten. Je schlimmer die Leiden gewesen waren, die sie schilderte, desto fröhlicher jubilierte sie; und mit einem abschließenden Tirili, das klang wie eine muntere Flöte, beendete sie ihre Ausführungen wie folgt:

»Ah, ma foi, oui — il y avait un temps où il a fallu se fier entièrement au bon Dieu. C' était affreux. «

[»O ja, wirklich — es gab eine Zeit, wo man sich ganz dem lieben Gott anvertrauen mußte. Es war schrecklich. «]

30. Juli

Es stimmt schon, die Erinnerung an glückliche Tage schmerzt dann am meisten, wenn man nicht mehr glücklich ist, und vielleicht stimmt es auch, daß einen zurückliegende Schicksalsschläge mit einer gewissen Befriedigung erfüllen. Allein schon die Tatsache, daß sie überstanden sind, hat zur Folge, daß man sie mit Gelassenheit betrachtet. Bereits heute denke ich lächelnd und

nicht, ohne einen keineswegs unangenehmen Schauer zu verspüren, an meine Kümmernisse, die mir vor ein paar Jahren ganz schrecklich vorkamen. Aber mein jetziges Elend — der Kummer, der mir jetzt zu schaffen macht, sitzt er nicht zu tief, geht er nicht zu unbarmherzig an die Wurzeln meiner Existenz, als daß er mir jemals ein Lächeln entlocken könnte? Ich kann es mir jedenfalls nicht vorstellen. Die Erinnerung an dieses Jahr wird wohl stets wie ein Messer jedes kleine Glück durchschneiden, das ich mir vielleicht zusammenkratzen mag. Du siehst, was geschehen ist, hat mir meinen Glauben an das Gute genommen — ich weiß nicht, wer *du* bist, dem ich immerzu erzählen will, aber ich muß es mir einfach von der Seele schreiben. Ja, das hat es getan; und der Riß geht viel zu tief, als daß er geheilt werden könnte. Doch ich weiß, die Zeit ist ein merkwürdig Ding, das alle Wunden heilt. Ich bin lange genug auf der Welt, um das erkannt zu haben. Sie ist sehr heilsam. Sie bereinigt alles. Nie verfehlt sie ihre sterilisierende, reinigende Wirkung. Gut möglich, daß ich einmal als eine lebenskluge alte Dame ende, die nach ihren regelmäßigen Mahlzeiten äußerst munter über ihre Seelenqualen von einst plaudert und sich dabei bestens unterhält, ja, sogar amüsant ist. Sie sind ja weit weg, ein für allemal überstanden, werden sich jedenfalls nie wiederholen. Gewiß werden die eigenen Kümmernisse mit der Zeit, mit den Jahren irgendwann einmal zum Gegenstand der Unterhaltung. Aber so alt, so weise und so abgeklärt ich auch sein mag, ich werde bestimmt immer den Stich in den Rücken, den Würgegriff am Herzen spüren, den einem die Erinnerung an ungetrübtes vergangenes Glück versetzt. Verloren, unwiederbring-

lich verloren, vorbei. Und man lebt dennoch weiter und steht nach wie vor jeden Morgen vorsichtig auf, knöpft sämtliche Knöpfe zu und begibt sich zum Frühstück hinunter.

31. Juli

Ich stand einmal auf recht vertrautem Fuß mit einem Bischof — oh, nichts, was uns beide in irgendeiner Weise kompromittiert hätte —, und der sagte zu mir: »Liebes Kind, du wirst in deinem Leben immer glücklich sein, wenn du ein guter Mensch bist.«

Ich fürchte, er war wohl nicht ganz offen zu mir, oder aber sehr naiv, denn ich bin noch nie so schrecklich gut im Sinne des Bischofs gewesen wie in den letzten drei Jahren, habe mir jeden Wunsch verkniffen, war furchtbar selbstlos, treu, ein richtiges Ungeheuer an Tugendhaftigkeit. Und auf Schritt und Tritt wurde ich vom Unglück verfolgt.

Viel lieber ist mir da schon das, was ein anderer zu mir sagte (kein Bischof, aber trotzdem klug), dem ich einst von dem wirklich übersprudelnden Glücksgefühl erzählte, mit dem ich allmorgendlich erwachte, von der erstaunlichen Freude, die mich mit jedem neuen Tag erfaßte, von der innigen Dankbarkeit, die mich durchströmte, daß mir soviel Glück vergönnt war — das war vor dem Krieg. Er erwiderte, wobei er ganz wie der Bischof begann, es aber gegen Ende zu an Zartgefühl vermissen ließ: »Liebes Kind, das liegt daran, daß du einen gesunden Magen hast.«

1. August

Der letzte 1. August, den ich hier oben verbrachte, war der des Jahres 1914. Es war ein Tag wie heute – blau, heiß, eine einzige Farbenpracht und alles in wundervolles Licht getaucht. Fernab vom Lärm und hektischen Treiben einer Welt, die sich mit Begeisterungsschreien in den kollektiven Selbstmord stürzte, völlig abgeschnitten auf unserem steilen Berghang hoch überm Tal, in dem sich die staubigen Schweizer Soldaten sammelten und allerlei Gerüchte wie Flammen um sich griffen, verlebten wir in diesem Haus einen ganz normalen wunderschönen Tag, lasen, plauderten, kletterten in den Kiefernwäldern herum, aßen romantische Gerichte draußen in dem kleinen Garten, der sich wie ein Blumensaum an der Felskante entlangzieht, waren ahnungslos, heiter, voller Lebenszuversicht. Gerade so wie heute reckte sich der Rittersporn leuchtend blau und reglos auf seiner Kante, und zu seinen Füßen hätten sich dieselben roten Stiefmütterchen drängen können. Niemand kam, um uns Bescheid zu sagen. Wir lebten im tiefsten Frieden. Natürlich hatte es selbst hier oben eine leichte Beunruhigung über den Mord an dem Erzherzog im Juni gegeben, und gegen Ende Juni war die etwas bange Frage laut geworden, was wohl daraus noch werden würde; aber Beunruhigung und Ungewißheit verflüchtigten sich im alltäglichen Leben, das von einer vermeintlich unerschütterlichen, fortdauernden Sorglosigkeit geprägt war. Diese Sorglosigkeit saß zu tief, war zu fest verankert, zu groß, als daß man sich eine nachhaltige Störung hätte vorstellen können. Es würde vielleicht Gefechte geben, aber sie wären dann bestimmt örtlich begrenzt. Na, allein schon die bloße Versorgung